

INDIVIDUALSPORT

«NICHTS HÄLT SO GESUND WIE WANDERN»

Als Kind war das Wandern für Brigitta Heller, 66, noch ein Müssen. Langweilig. Nur der Vater durfte schwierige Stellen klettern, der Rest der Familie musste den einfachen Umweg nehmen. Seit sie selber über die Routen entscheiden kann, ist aus dem Müssen ein Dürfen geworden. Heller ist mindestens einmal unter der Woche wandernd unterwegs, an den Wochenenden sowieso. «Ich liebe den Chaseral, die Voralpen und Gratwege», sagt die passionierte Bergsteigerin, die schon alle 4000er der Schweiz bestiegen hat. Sie bezeichnet sich als Wanderin, und ihre Leidenschaft sei «ein Sport», ganz klar. «Nichts hält so gesund wie regelmässiges Wandern», ist sie überzeugt. Je älter sie werde, desto mehr schätze sie auch einfachere Touren. Einfach heisst für Heller Alpinwandern im T4- und T5-Bereich, immer noch «ziemlich schwierig». Sie lacht und fügt an: «Ich möchte auch mit 90 noch wandern.» Das sei eben das Schöne: Wandern könne man, solange man laufen kann. Das Tempo könne man anpassen, die Schwierigkeitsgrade auch. «Ich liebe die Berge, sie geben mir Kraft und Ruhe.» Heller ist gern allein unterwegs, ebenso gern aber auch in der Gruppe. Sie leitet eine Senioren-Wanderguppe, wo der soziale Aspekt das Allerwichtigste sei. Für sie selber ist der Respekt vor und der Schutz der Natur zentral.

Brigitta Heller, 66, aus Barga BE, pensionierte Lehrerin und Wellnesstrainerin, ehrenamtliche Wanderleiterin, seit 45 Jahren Mitglied beim Schweizer Alpenclub (SAC). Lieblingstour: Gratwanderung vom Briener Rothorn zum Harder Kulm (T5, 9 h).



TITELTHEMA

SPORT

Wer gehört gefördert?

Corona zeigt die Schwächen des Schweizer Sports auf. Der Bund reagiert – und will den Breitensport stärker unterstützen.

TEXT: JASMINE HELBLING, BIRTHE HOMANN, DANIEL BENZ | FOTOS: PASCAL MORA

Bald gehts los: Fussballeuropameisterschaft. Im Juni wird die Nation vor dem Fernseher mitfiebern, ob es endlich klappt mit einem Viertelfinal für unsere Nati. Wenig später stehen die Olympischen Sommerspiele in Tokio auf dem Programm. Täglich der Blick auf den Medaillenspiegel: Sind wir vor den Österreichern? Tolle Sache, der Sport!

Wer da mit dem Schweizerkreuz auf der Brust rennt, rudert oder turnt, gehört zu den Besten der Besten. Athletinnen und Athleten, die als Talente früh erfasst wurden und sich im Wettbewerb mit anderen Guten durchgesetzt haben. Dahinter steht ein verschachteltes Förderkonstrukt, das traditionell auf den Leistungssport ausgerichtet ist.

Breite statt Spitze. Welche Beträge durch diese gut geölte Maschine fliessen, ist schwer zu beziffern. Grösste Geldgeber sind Sponsoren, Medien, Lotterien und internationale Sportverbände; dazu kommt das individuelle Athletensponsoring. Unterstützend erbringen Bund, Kantone und vor allem Gemeinden Leistungen, von denen nationale Verbände, Vereine und letztlich die Aktiven profitieren. Im Bundeshaushalt waren im Schnitt der letzten Jahre jeweils rund 280 Millionen Franken für den Sport vorgesehen, und das ist nur ein Teil des Ganzen. Von nichts kommt nichts.

Der kommerzielle, global vernetzte Spitzensport, auf den bei Gross-Events das Schlaglicht fällt, irritiert aber auch. Lohnexzesse im Fussball, Doping in Ausdauersportarten, die Wettmafia. Auch die Schweiz ist keine Insel der Glückseligen, wie die Fälle von physischen und verbalen Übergriffen im Frauenturnen erst kürzlich wieder zeigten. Doch nicht so toll, der Sport?

Es kommt darauf an, welcher Sport gemeint ist. Auf höchster Ebene sind die Vorstellungen klar, auf welches Pferd man künftig setzen soll. «Die Sportförderung als Ganzes muss im Fokus stehen, nicht nur die Förderung des organisierten Sports, des Leistungs- oder Profisports», sagt Bundesrätin und Sportministerin Viola Amherd. Das sind neue Töne: Breite statt Spitze.

Die Walliserin Amherd ist begeisterte Bergwandin. Damit ist sie im doppeldeutigen Sinn selber eine Spitzensportlerin: Das Wandern steht auf der Liste der beliebtesten sportlichen Betätigungen mit Abstand zu-

oberst (siehe Grafik, Seite 18). 57 Prozent der Bevölkerung tun es, Tendenz steigend. Überhaupt: 84 Prozent der Einwohner ab 15 Jahren sind gemäss der Studie «Sport Schweiz 2020» auf irgendeine Art sportlich aktiv, das sind rund sechs Millionen, mehr denn je. Auch gibt es 19 000 Sportvereine mit zwei Millionen Aktiven.

Das ist der wahre Sport, der sich hinter dem Sport verbirgt, auf den alle schauen. Betrieben von Leuten, die sich nur zu ihrer eigenen Zufriedenheit bewegen oder die nichts mehr wollen, als für ihr Juniorenteam ein Goal zu schiessen. Von Enthusiasten, die sich vom mächtigen, medial inszenierten Leistungssport erdrückt fühlen, die aber trotzdem sagen: «Für mich gibt es nichts Besseres», wie etwa Simon Friedli, als Bobfahrer Vertreter einer Randsportart.

Allerdings: Diesem Herzstück der Sportnation geht es gerade ans Lebendige.

Schuld ist Corona, was sonst. Gemäss einer Umfrage des Dachverbands Swiss Olympic bewirkt die aktuelle Krise bei 58 Prozent der Sportvereine eine «Verschlechterung» oder «starke Verschlechterung» der finanziellen Situation. Dies wegen abgesagter Wettkampfanlässe oder durch Einbussen beim Sponsoring. 18 Prozent sehen ihren Verein gar «voll und ganz», «eher» oder «teils, teils» in der Existenz bedroht. Seit letztem Oktober faktisch zum Nichtstun verurteilt, wurden in verschiedenen Sportarten bereits Mannschaften zurückgezogen.

Ein Verlust nicht zuletzt in sozialer Hinsicht, sagt Marco Ellenberger vom Schweizerischen Handball-Verband. «Vereine leben davon, dass die Menschen miteinander Sport treiben. Insofern fehlt den Vereinen nun seit einem Jahr ihre Grundlage.»

Grösser als die Gastro. Doch der Sport muss auch in einem grösseren Rahmen gesehen werden. Er ist Treiber eines ganzen Wirtschaftssystems, zu dem etwa der Betrieb von Sportanlagen, Handel und Produktion von Geräten und Bekleidung, Medien und Tourismus gehören. Die Branche schafft 98 000 Vollzeitstellen und erzielte 2017 eine Bruttowertschöpfung von 11,4 Milliarden Franken, mehr als die Gastronomie. Swiss Olympic schätzt, dass die Folgen der Pandemie über 60 Prozent dieser Sportwirtschaft langfristig treffen werden.

Sport ist ein Faktor weit übers Rennen, Rudern oder Turnen hinaus – too big to fail;



RANDSPORTART «FÜR VIELE IST EIN SOLCHES LEBEN ABSURD»

«Der Bobfahrer wird im Sommer gemacht. Im Winter muss er sich beweisen», sagt Bobpilot Simon Friedli. Von April bis September übt sein Team Sprints und stemmt Gewichte. Von Oktober bis März flitzt es durch die Eiskanäle der Welt. Mit Erfolg: 19/20 holte der Friedli-Zweier EM-Silber und rutschte an der WM auf den siebten Platz. Das nächste Ziel: Peking 2022. Dafür trainieren die Männer täglich, monatelang. Für wenige Minuten in der Bobbahn, für Nervenkitzel, Leidenschaft. Für das Preisgeld? Eher nicht. Denn selbst im Wintersportland Schweiz ist Bobfah-

ren eine Randsportart – nicht einmal die Besten können davon leben. Das Bobteam ist auf Unterstützung angewiesen: Der Verband finanziert die Wettkampfphase, auch die Sporthilfe und der Bob-Club Zürichsee steuern einen Betrag bei. Training und Ausrüstung müssen die Athleten selber bezahlen. Allein der Viererbob kostet rund 100 000 Franken. Das schenkt ein – gerade in der Coronakrise. «Weil viele Firmen sparen, fehlen die Sponsoren. Bisher ist erst ein Viertel der üblichen Beträge gedeckt», sagt Simon Friedli. Im schlimmsten Fall müssen die

Böbler für die Olympiateilnahme auf einen Teil ihres Lohns verzichten. «In anderen Ländern werden Athleten besser gefördert. Sie sind bei der Polizei oder beim Militär angestellt und erhalten einen Grundlohn», so Friedli. Einige seiner Kollegen leben im Sommer am Existenzminimum, um im Winter in den Bob zu steigen. Selber hat der 29-jährige Berner einen Teilzeitvertrag als Koch, arbeitet von April bis September aber Vollzeit. Von fünf Uhr morgens, bis am Nachmittag das Training beginnt. Am Abend sucht er Sponsoren, plant Trainings,

gibt Interviews und organisiert Events.

«Für viele ist ein solches Leben absurd, für mich gibt es nichts Besseres», sagt er. «Der Sport, meine Freunde, die Reisen. Egal, ob wir in China, Kanada oder Russland sind: Nach den Rennen sitzen alle Athleten in derselben Bar, und jeder «schnurret» mit jedem. Wir wissen, wofür wir kämpfen. Und dass sich jeder Schweisstropfen lohnt.»

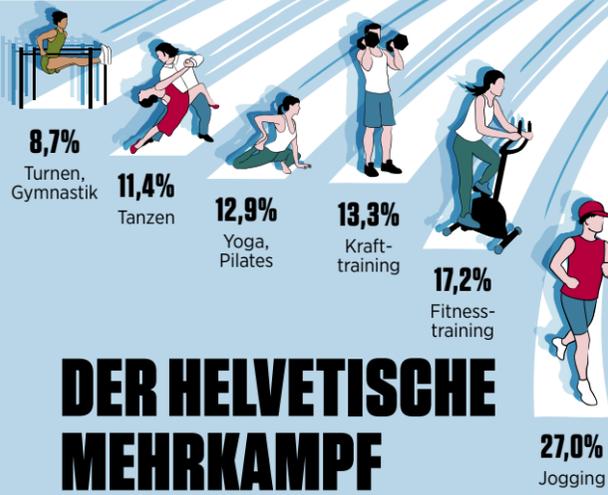
Simon Friedli, 29, aus Fraubrunnen BE ist Koch bei Bell Schweiz und Pilot des Bobteams Friedli. Früher hat er Leichtathletik gemacht, seit zehn Jahren fährt er Bob.

11,4

Milliarden Franken schuf der Sport 2017 an Wertschöpfung – ähnlich viel wie der Maschinenbau.

97 900

Vollzeitstellen gab es im Sport 2017 – fast so viele wie in der Landwirtschaft.



DER HELVETISCHE MEHRKAMPF

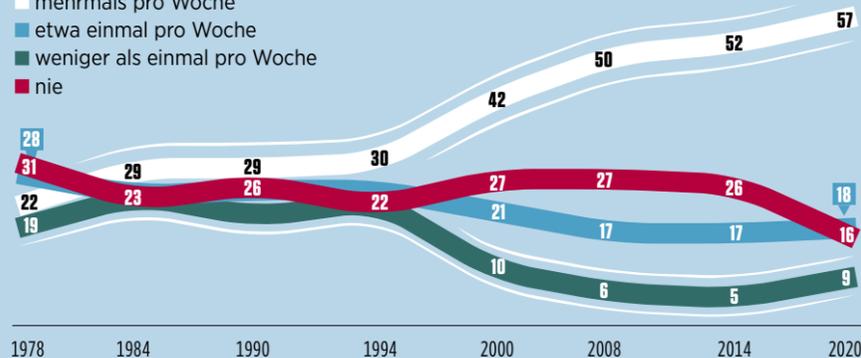
Anteil der Schweizerinnen und Schweizer ab 15 Jahren, die die zehn beliebtesten Sportarten ausüben. Die 12 000 Befragten nannten insgesamt mehr als 300 verschiedene Sportarten.

INFOGRAFIK: ANNE SEEGER

MEHRMALS PRO WOCHE SPORT

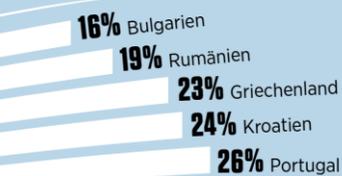
Wie aktiv sind Schweizerinnen und Schweizer? Entwicklung in Prozent der Bevölkerung. Die Daten wurden vor Ausbruch der Pandemie erhoben. Insbesondere die ältere Generation und Frauen treiben mehr Sport. Zudem wird der Sportbegriff breiter gefasst.

- mehrmals pro Woche
- etwa einmal pro Woche
- weniger als einmal pro Woche
- nie

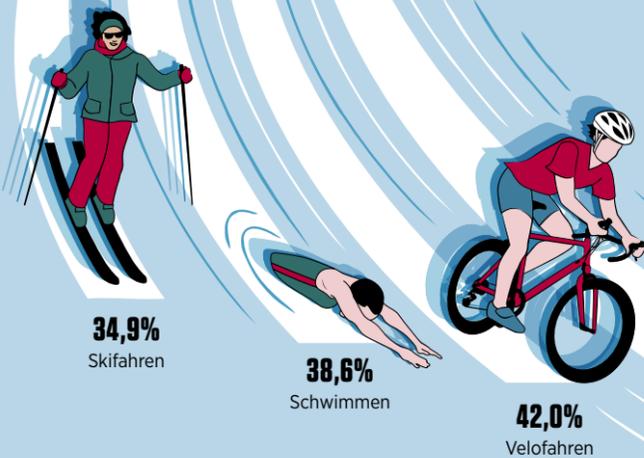


WIR SIND DIE CHAMPIONS

Das sind die fünf unsportlichsten und die fünf sportlichsten Nationen Europas: Anteil Personen, die mindestens einmal pro Woche Sport treiben.



4,5
verschiedene Sportarten
üben Sporttreibende im
Schnitt aus. Vor zehn Jahren
waren es noch 3,1.



91%
der Aktiven treiben Sport
für ihre Gesundheit.

35%
der Nichtsportler
begründen ihre Inaktivität
mit Zeitmangel.



So trieben Schweizerinnen ab 15 Jahren im Jahr 2020 Sport; Werte 2008 in Klammern.

- Sportler ohne Mitgliedschaft
- gar nicht
- Aktivmitgliedschaft im Verein
- Mitgliedschaft im Fitness- oder Sportcenter
- Verein und Center

um ihn halbwegs schadlos durch die Krise zu manövrieren, geizt der Bund nicht. Er schnürte ein Stabilisierungspaket von 550 Millionen Franken. Bis Ende 2021 stehen den Profiligen in Fussball und Eishockey sowie halbprofessionellen Mannschaften aus weiteren Sportarten 350 Millionen als Darlehen zur Verfügung. 200 Millionen Franken gehen à fonds perdu an die Organisationen des Breitensports.

«Das wird hart.» Swiss Ice Hockey zum Beispiel erhielt von der ersten 100-Millionen-Tranche gut acht Millionen Franken. Sprecherin Manuela Hess weiss um die Bedeutung der Geldspritze: «Nicht zuletzt durch diese Finanzhilfen konnte im Schweizer Eishockey ein Klubsterben abgewendet werden.»

Bisher zumindest. Denn die eigentliche Bewährungsprobe für den Erhalt der sportlichen Vielfalt, da sind sich die angefragten Verbände einig, folgt erst nächstes Jahr, wenn es kein Gratisgeld aus der Bundeskasse mehr gibt. Die häufigste Einschätzung: «Das wird hart.»

Diese Herausforderung beschäftigt auch die Politik. «Wie weiter mit dem Breitensport?», fragte etwa Mitte-Nationalrat Christian Lohr in einer Interpellation. Es bereite gesellschaftspolitisch Sorge, wenn die Vereine leiden. «Auch muss es gesundheitspolitisch zu denken geben, wenn sich Sportbegeisterte aufgrund von Covid-19 weniger bewegen», so Lohr. Der Bundesrat verwies in seiner Antwort auf die bereits gesprochenen Unterstützungsgelder. Zusätzliche Finanzhilfen seien nicht notwendig. 2022 werde eine Vereinsstudie Aufschluss über das Mass der Schädigungen geben, dann sehe man weiter.

Die neue Strategie. Warten und schauen, wie es rauskommt? Für Swiss Olympic nicht genug. Der Dachverband rief bereits im Sommer 2020 zusammen mit dem Bundesamt für Sport (Baspo) das Projekt «Sportwirtschaft 5.0» ins Leben. Zunächst wurden Studien zum Ausmass der Krise durchgeführt, dann stellten Expertinnen Prognosen über

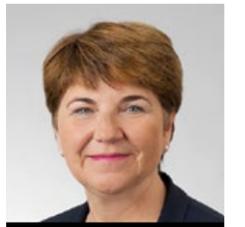
die künftige Ausgestaltung der Sportlandschaft auf. «Noch nie wurde das Herz des Schweizer Sports so gründlich untersucht wie mit diesem Projekt», sagt Jürg Stahl, Präsident von Swiss Olympic. «Die Erkenntnisse sind wegweisend, um die Folgen der Coronakrise langfristig zu überwinden.»

Das gesammelte Wissen fliesst nun ein in eine integrale Sportstrategie, die in den kommenden Monaten erstellt wird. Integral heisst: Die Bedürfnisse von Leistungs- und Breitensport sollen gleichermaßen berücksichtigt werden. Also ganz im Sinn von Viola Amherd, «die etwas andere Sportlerin des Jahres», wie die «NZZ» die Bundesrätin unlängst bezeichnete.

Klare Bedingungen. Die Sportministerin setzt grosse Hoffnungen ins Strategieprojekt. Die aktuellen Finanzhilfen seien nicht gedacht, um veraltete Strukturen und Geschäftsmodelle zu erhalten. «Sie dienen als Soforthilfe, sollen die systemrelevanten Strukturen schützen und Zeit verschaffen, um zukunftsgerichtete Modelle zu erarbeiten», so Amherd. «Der Sport und seine Organisationen müssen sich entwickeln.»

Der Bund unterstützt diesen Prozess, allerdings mit konkreten Erwartungen: «Der Behindertensport ist stärker zu integrieren, bei der Mädchen- und Frauenförderung sind Schwerpunkte zu setzen. Auch die Kinder- und Jugendförderung, inklusive der Nachwuchsförderung, ist sehr wichtig.» Neben dem Vereinssport solle auch der flexible, ungebundene Sport stärker unterstützt werden. Das kommt einem Bedürfnis nach: In den letzten Jahren zeigte sich unter den Sporttreibenden ein starker Trend zur Flexibilisierung und Individualisierung.

Doch wie lässt sich Individualsport fördern? Zentral ist die Infrastruktur. Je günstiger und niederschwelliger ein Angebot, umso kleiner die Hürden. «Die Schweiz braucht ein dichtes Netz an Vita-Parcours, Wanderpfaden, Badis, Skaterparks, Kletteranlagen und Velowegen», so Claudio Nigg vom Institut für Sportwissenschaft der Universität Bern. Im besten Fall seien diese Angebote mit dem öffentlichen Verkehr erreichbar. Auch finanzielle Anreize können laut Nigg zu mehr Bewegung anspornen: «Viele Krankenkassen haben Bonusprogramme, die an Zusatzversicherungen gekoppelt sind. Wer aktiv ist, wird mit Prämienrabatten oder Gutscheinen belohnt.»



«Die Sportförderung als Ganzes muss im Fokus stehen, nicht nur der Leistungs- und Profisport.»

Viola Amherd, Sportministerin



«Das kostet Geld, das aber grosszügig in die Gesellschaft zurückfliesst.»

Claudio Nigg, Institut für Sportwissenschaft, Bern

31

**Prozent mehr:
Von 2005 bis
2017 wuchs
der Umsatz
im Sport auf
22,2 Milliarden
Franken.**

32 000

**Sportanlagen
gibt es in der
Schweiz.
Ihr Betrieb
generiert eine
Wertschöpfung
von 2,7 Milliar-
den Franken.**

Wenn sich immer mehr nur für sich allein bewegen, steht der organisierte Sport als Verlierer da. Das muss nicht sein: «Die Vereine im Breitensport sind gefordert, sich neu zu positionieren und Angebote zu schaffen, die auch Individualsportler integrieren», sagt Sportökonom Hippolyt Kempf, Co-Projektleiter von «Sportwirtschaft 5.0» (siehe Interview, Seite 23). Dazu gehört für den früheren Olympiasieger in der nordischen Kombination etwa, Beratungskompetenz zur Verfügung zu stellen. «In den Klubs ist unglaublich viel Wissen über Technik und Trainingsmethodik vorhanden», so Kempf. Beispiel Langlauf, ein boomender Einzelsport. Jeder lerne die Skatingtechnik besser, wenn er durch einen ausgebildeten Trainer geschult werde, statt sich auf eigene Faust darin zu versuchen.

#BleibimVerein. Bevor die Sportvereine neue Aufgaben übernehmen können, müssen sie sich allerdings zuerst selber wieder aufrappeln. Der Sport hatte schon vor Corona Mühe, genügend ehrenamtliche Freiwillige bei der Stange zu halten, um den Betrieb zu sichern. Die Pandemie hat diese Entwicklung noch verschärft. Zudem wenden sich jetzt auch vermehrt Aktivmitglieder vom engen Korsett des organisierten Vereinssports ab. Im Handball beispielsweise wurden im Vergleich zur Vorsaison bei den Erwachsenen neun Prozent weniger Lizenzen gelöst.

Harte Zahlen zur Erosion in den Sportvereinen gibt es bisher kaum. Aber: Bei Swiss Olympic ist man alarmiert. Deshalb hat der Dachverband die Kampagne «#BleibimVerein – jetzt erst recht!» lanciert. Damit sollen die Mitglieder sensibilisiert werden, dass nur durch einen solidarischen Verbleib im Verein dessen längerfristiges Bestehen gesichert werden kann.

Genügen solche gut gemeinten Appelle? Benjamin Egli vom grössten Teilverband, den Fussballern, bezweifelt das. «Damit die Vereine in den kommenden Jahren wieder auf Touren kommen, ist ein Förderprogramm von grösster Wichtigkeit», sagt der Verantwortliche für Vereinsentwicklung. Der Fussballverband selber plant noch für das laufende Jahr eine Pilotphase des Projekts «SFV Quality Club». Mit diesem Programm werden die einzelnen Vereine in ihrer Strategieentwicklung beraten und die Ehrenamtlichen im Verein gezielt ausgebildet.

Sport ist der Kitt einer Gesellschaft. Wenn das Angebot vielseitig bleiben soll, ist er auf Unterstützung angewiesen. «Das kostet zwar Geld, aber dieses fliesst grosszügig in die Gesellschaft zurück – auch wenn die Effekte nicht immer unmittelbar sichtbar sind», sagt der Berner Gesundheitswissenschaftler Claudio Nigg. Er zählt auf: Eine Arbeitnehmerin, die auf dem Velo ins Büro radelt, entlastet Verkehr und Umwelt. Zudem ist sie am Arbeitsplatz produktiver. Wer sich regelmässig bewegt, ist im Auto konzentrierter und verursacht weniger Unfälle. Sportliche Kinder schreiben bessere Noten, haben bessere Chancen in der Arbeitswelt und ein höheres Einkommen. Fitte Menschen benötigen weniger Arztbesuche, Medikamente und Pflege.

Die Präventionsleistung des Sports sei «immens». Kosten durch Sportunfälle und Verletzungen stünden in keinem Verhältnis dazu, so Nigg. «Bei der Förderung macht die Schweiz bereits einen guten Job, Verbesserungspotenzial gibt es trotzdem.» Zum Beispiel bei den Teenagern. Nur ein Drittel der 11- bis 16-Jährigen bewegt sich gemäss einer 2017 durchgeführten WHO-Studie die empfohlenen 60 Minuten am Tag.

Helfende Pokémons. Eine effiziente Sportförderung schaffe es, auch Bewegungsmuffel zu motivieren. Und zwar mit Kreativität und Innovation. «Teenager sind mit Technik aufgewachsen. Wir sollten das nicht verteufeln, sondern als Chance nutzen. Das Handy nicht verbieten, sondern mit Spiel und Bewegung verknüpfen», sagt Claudio Nigg.

Ein gutes Beispiel sei das Handygame «Pokémon Go», das weltweit über eine Milliarde Mal heruntergeladen wurde. Ziel des Spiels ist es, Fantasiewesen einzufangen. Auf der Suche laufen die Spielerinnen nicht nur durch eine virtuelle Landschaft, sondern müssen sich auch real bewegen – teilweise kilometerweit. Zahlreiche Studien weisen positive Effekte auf die Gesundheit nach.

Wenn sich der Sport verändert, muss auch die Sportförderung neu gedacht werden. Hauptsache, daraus resultiert am Schluss Bewegung, Gesundheit, Gesellschaft, Unterhaltung, Wettbewerb, Leidenschaft. «Gibt nichts Besseres», würde Bobfahrer Friedli sagen. ■

Lesen Sie zum Thema auch das Interview auf Seite 23.



BREITENSORT «ES GEHT UM 350 JUNIORINNEN UND JUNIOREN»

Eines mag Pierluigi Ghitti nicht mehr hören. «FC Wettingen? Ihr wart doch mal oben. Maradona und so.» Dabei stimmt es: Der Kleinstadtverein aus dem Aargau spielte früher in der Nationalliga A und einmal gar im Europacup gegen die SSC Napoli mit Diego Maradona, dem Göttlichen des Fussballs. Das war 1989, lange her. Später kam der Absturz: Der Klub, mit fremdem Geld aufgeblasen, ging in Konkurs und musste sich aus der fünften Liga neu aufrappeln. Bäckermeister Ghitti, 56, spielte damals im Nachwuchs. Zum FC Wettingen war er als Siebenjähriger gekommen, er war Spieler, Trainer, Schiedsrichter. Seit 2014 ist er Präsident – «Präsident eines ganz normalen Amateurvereins», betont er. Das bedeutet, dass sich der heutige FC Wettingen mit den üblichen Pro-

blemen herumschlägt wie viele Klubs im Mannschaftssport Nummer eins. Die Infrastruktur ist veraltet, es mangelt an Trainings- und Spielfeldern, die sich die 20 FCW-Teams mit jenen von Juventina Wettingen teilen müssen. Ein ganz normaler Verein zu sein, das heisst für Pierluigi Ghitti auch: «Erfolg kommt durch Fleiss, nicht durch Geld und Zukäufe.» Sein Ideal ist ein Sportklub, dessen Akteure ihre Spiele gewinnen wollen, das schon. «Aber es braucht daneben auch die sozialen Aspekte, Spass und Geselligkeit. Ein Verein muss eine Heimat sein.» Im Frühling 2020 stellte sich beim FC Wettingen die Richtungsfrage. Die erste Mannschaft war auf dem Weg in die erste Liga, die höchste Amateurliga. Das hätte bedeutet, kräftig ins Team investieren zu

müssen. Zugleich hatte die Pandemie bereits Spuren hinterlassen. Wichtige Einnahmequellen wurden abgesagt, interne Turniere, das Wettiger Fäscht. Einzelne Sponsoren kamen finanziell selber in Bedrängnis. Kurz: Die Finanzstruktur des Vereins drohte in Schieflage zu geraten. In dieser Situation entschieden sich Präsident und Vorstand für die Breite und gegen die Spitze: Die erste Mannschaft, das Aushängeschild des Vereins, stieg freiwillig in die regionale zweite Liga ab. Die Aufwendungen für das Team sinken dadurch um etwa 100 000 Franken; Geld verdient beim FCW kein Spieler mehr. «Statt oben zu glänzen, wollten wir lieber den Rest retten», erklärt Ghitti. Es gehe um die 350 Juniorinnen und Junioren. «In einem halben Jahr hätte ich

ihnen vielleicht sagen müssen: «Ihr dürft jetzt nicht mehr spielen.» Diese Verantwortung wollte ich nicht übernehmen.» Der Entscheid war intern durchaus umstritten. Unterdesen hätten sich die Wogen geglättet, sagt Ghitti. Es läuft jetzt ganz nach seinem Gusto: Junge aus dem eigenen Nachwuchs sind bereit, im «Eins» anzugreifen. Die Junioren spielen wieder um Punkte, und im boomenden Mädchenfussball hat sich eine Kooperation mit dem FC Baden etabliert. Stabilität statt hochfliegende Pläne: Experimente verträgt es nicht mehr beim FCW, schon gar nicht in dieser Krise.

Pierluigi Ghitti, 56, ist seit 2014 Präsident des FC Wettingen, dem er vor bald 50 Jahren beigetreten ist. Der Bäcker-Konditor-Meister gründete und leitet die «Spitzbueb»-Kette mit vier Geschäften.



BEHINDERTENSORT «WIR WOLLEN KEINE EXTRAWURST»

Der Sport, die Unterschenkelprothese – beides ist da, seit Elena Kratter denken kann. Nach einer Frühgeburt wurde ihr rechter Unterschenkel amputiert, da Herz und Kreislauf geschwächt waren. Aufhalten liess sich die Schwyzerin davon nicht. Schon früh war sie sportlich aktiv, mit elf trat sie einem Ski-klub bei. Sie trainierte so lange, bis sie ihre Geschwister einholen konnte, bis sie zweibeinig Euro-pacups fuhr. Als sich ihr Körper gegen die hohe Belastung wehrte, nahm Elena Kratter die Prothese ab. Auf einem Bein bestritt sie 2019 die Para-Ski-WM – der Höhepunkt und das Ende der Pistenkarriere.

Nach Stürzen und Verletzungen machte das linke Knie nicht mehr mit. «Das war hart zu akzeptieren. Die Berge, der Schnee, die Rennen – das war mein Leben.» Zum Glück hatte sie eine zweite Leidenschaft: Beim Laufen spürt Kratter keinen Schmerz. Also wechselte sie vor zwei Jahren zur Leichtathletik und lief gleich beim ersten Rennen die WM-Limite. Neu im Fokus: Tokio 2021 – die Paralympics, die im Schatten der Olympischen Sommerspiele stehen. Für dieses Ziel trainiert die 24-Jährige sechsmal pro Woche. Oft allein, manchmal im Team. «Ob Skifahren oder

Laufen: Ich habe mich immer an nichtbehinderten Athletinnen orientiert. Das hat mich ehrgeizig gemacht.» In der Schweiz dürfen Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam Wettkämpfe bestreiten. Leider gebe es das viel zu selten, sagt Kratter. «Dabei wäre das extrem wichtig. Wir wollen zeigen, dass es uns gibt und dass wir keine Extrawurst brauchen. Zu oft scheuen sich Vereine, Kinder mit Behinderungen aufzunehmen.» Noch immer wird der Behindertensport nachlässig behandelt. «Wir haben auch kaum Medienpräsenz. Das erschwert die Sponsorsuche», sagt

Kratter. Der Behindertensportverband PluSport unterstützt sie zwar grosszügig, trotzdem bleiben im zweiten Coronajahr hohe Beträge offen. Auf die Seite legen kann sie wenig: Einen Tag pro Woche arbeitet sie als Orthopädietechnikerin, daneben macht sie die Erwachsenenmatur. Dann will Kratter Biomechanik studieren – und eines Tages noch bessere Prothesen entwickeln.

Elena Kratter, 24, kommt aus Wägital SZ und lebt in Bern. Bis 2019 war sie Skirennfahrerin, heute trainiert sie als Leichtathletin für die Paralympics in Tokio 2021. Daneben arbeitet sie als Orthopädietechnikerin und macht die Matur.

«Der Sport wird auf den Kopf gestellt»

STRATEGIE. Mehr Breite statt Elite: Sportökonom Hippolyt Kempf sagt, wie sich die Schweizer Sportlandschaft verändert.

INTERVIEW: BIRTHE HOMANN UND DANIEL BENZ | FOTOS: MARCO ZANONI

Hippolyt Kempf, welchen Schaden richtet Corona beim Sport an?

Einen grossen. Aktuell geht es darum, das Überleben zu sichern. Gleich zu Beginn des ersten Lockdowns, im März 2020, wurde uns bewusst: Wir müssen möglichst schnell wissen, was für ein Stabilisierungspaket nötig ist. Anfangs war von 100 Millionen Franken die Rede. Ich vermutete schon damals: Das reicht nicht, wir brauchen 700 Millionen.

Der Sport bekommt nun 550 Millionen. Und es entstand das Strategieprojekt «Sportwirtschaft 5.0», das den Weg in die Zukunft aufzeigen soll. In welche Richtung geht es?

Wir haben verschiedene Szenarien angeschaut. Als zentrale Megatrends haben sich Digitalisierung und Mobilität erwiesen. Im Lockdown war die Mobilität sehr eingeschränkt, die Leute mussten daheim trainieren. Dank der Digitalisierung konnten die Athletinnen und Athleten ihre Fortschritte aufzeichnen und messen, plötzlich gab es zum Beispiel virtuelle Velorennen. Diese beiden Trends werden bleiben.

Sie sagten es: Zuerst einmal gehts ums Überleben. Wie steht es nun?

Bei der Elite, im Spitzensport, sind die Einbussen definitiv geringer als bei den Kantonen und Gemeinden. Diese leisten einen riesigen Beitrag von jährlich 1,3 Milliarden Franken an die Sportförderung, indem sie die ganze Infrastruktur zur Verfügung stellen. Auch die 19 000 Sportvereine im Land leiden, ihre Wertschöpfung ist hoch, vor allem deshalb, weil sehr viel auf ehrenamtlicher Basis passiert. Letztes Jahr fand das regionale Turnfest nicht statt, so sparte der Verein sogar. Aber wenn das Fest diesmal auch wieder ausfällt – wer weiss, ob man dann im nächsten Jahr noch genügend Helfer findet. Das sind verdeckte Effekte, die wir nicht kennen.



«Digitalisierung und Mobilität: Diese Trends werden bleiben.»

Hippolyt Kempf, 55, ist Co-Leiter der «Sportwirtschaft 5.0». 1988 wurde er in Calgary Olympiasieger in der nordischen Kombination. Der studierte Sportökonom ist seit 2020 Nordisch-Direktor von Swiss Ski und betreut für das Bundesamt für Sport den Bereich Forschung/Innovation.

Die Wirtschaftskrise fiel bis jetzt geringer aus als befürchtet. Hilft das auch dem Sport?

Das sicher. Aber es fand eine riesige Umverteilung statt. Gewisse Industrien traf es brutal, andere kaum. Auch im Sport sind die Unterschiede extrem: Die Spitzenschwinger schwingen immer noch nicht wettkampfmässig, die Unihockey-Saison wurde abgesagt, Hobby-

fussballer können noch nicht richtig spielen, für Kinder und Jugendliche gab es bis vor kurzem keine Wettkämpfe. Auch viele Laufveranstaltungen wurden gecancelled. Insgesamt sind wir trotzdem mit einem blauen Auge davongekommen. Die Weltcup-Skirennen zum Beispiel fanden fast alle statt.

Lässt sich dieses «blaue Auge» beziffern?

Der Spitzensport wird einigermaßen über die Runden kommen. Das effektive Ausmass des Schadens kann man aber noch nicht beziffern, weil das System mit den Hilfgeldern am Leben erhalten wurde. Erst wenn 2022 die Bundesförderung ausläuft, wird man sehen, wie schlimm es ist. Klar ist: Es wird hart.

Hart nur für den Spitzensport oder auch für den Breitensport?

Für beide. Der Breitensport musste stark zurückstecken, es gab keine Gruppeltourniere, keine Vereinsfeste. Die Frage ist, ob die Kraft für den Wiederanfang reicht. Kann man die Ehrenamtlichen wieder aktivieren, oder geht das Netzwerk verloren? Als Optimist glaube ich: Sobald Sporttreiben wieder ohne Angst möglich ist, wird es einen riesigen Nachholeffekt geben. Der Sport kommt wieder, aber gewisse Anpassungen sind unvermeidbar. Wie vor der Krise wird es nicht mehr werden.

Was meinen Sie damit?

Durch die Krise wurden sowohl der Leistungs- wie der Breitensport gezwungen, sich viel früher und besser zu organisieren, alles digital. Jeder musste sich in Listen eintragen, Apps herunterladen. Früher sagte ich vor einem Skispringen: Morgen um sechs Uhr ist Besammlung. Heute muss ich vier Wochen vorher ein Schutzkonzept eingeben und alles picobello organisiert haben. Diese Qualität wird nun erwartet, die muss ich auch künftig bieten. ►



Trotz allem Optimist:
Hippolyt Kempf bei
der Sporthochschule
Magglingen BE

Aber was, wenn ein Verein das nicht leisten kann? Wenn etwa das technische Know-how fehlt?

Weitermachen wie vorher geht nicht. Die Krise deckt auf, wie traditionell viele Vereine noch unterwegs sind. Sie müssen sich entwickeln, modernisieren. Wer in den Umbau investiert, in digitale Strukturen, der kommt schneller aus der Krise raus und wird gestärkt und besser weitermachen können.

Schaffen es die Sportvereine so, neue Leute für sich zu gewinnen?

Ein Beispiel: Die Jungen waren im Lockdown begeistert von den virtuellen Wettkämpfen, sie schickten einander Videos ihrer Leistungen zu. Dadurch hat der Sport neue Zielgruppen erschlossen. Leute, die grundsätzlich daran interessiert sind, sich mit anderen zu messen. Im Verein passiert die Sozialisierung, das ist ein grosses Plus gegenüber dem Individualsport. Die Vereine müssen jetzt aber Angebote kreieren, um dieses Potenzial auch tatsächlich aufzufangen. Schnupperabos zum Beispiel, ohne dass ich mich gleich verpflichte, jeden Dienstag um 19 Uhr ins Training zu gehen.

Wird die Schweizer Sportlandschaft gerade umgepflügt?

Sie wird auf den Kopf gestellt. Es ist ein Umbruch, wie das in der Hotellerie mit Airbnb passiert ist. Digitale Wettkampfformate zeigen das auf: Auf dem Home-trainer kann ich heute gegen einen Avatar fahren. Oder ganz neu aufgezogene Events wie kürzlich der Engadin-Ski-marathon, den 3000 Leute während einer ganzen Woche ausführen.

Eine gute Entwicklung?

Meine Kinder finden es super, das ist die Zukunft. Aber etwas wird bleiben: Sport findet an einem Ort statt, er wird erlebt. Letztlich will ich live mit den Skiern auf der Piste stehen oder mit dem Velo bei Sonnenuntergang um den Thunersee fahren. Das ersetzt kein virtueller Event. Realer Sport wird immer Bestand haben. Ich sehe das Virtuelle als Ergänzung, und Vielfalt ist aus ökonomischer Sicht immer gut. Ich wünsche mir am nächsten Engadiner 14 000 Menschen vor Ort, 14 000 am virtuellen Engadiner sowie 300 000 am Bildschirm.

Sportministerin Viola Amherd will, dass vermehrt auch der Breiten- und

Individualsport gefördert wird. Ein Paradigmenwechsel?

Neu ist, dass das Geld mit klaren Auflagen vergeben wird. Das Credo lautet: fordern und fördern. Ich helfe nicht mehr nur der individuellen Athletin Franziska oder dem Athleten Peter, sondern vermehrt dem Verein, der Sportanlage, dem Leistungszentrum. Es gibt also einen starken Fokus auf die Organisationen.

Wenn vermehrt die Basis gefördert wird: Wirkt sich das auf die Erfolgsbilanz an der Spitze aus?

Früher waren die Medaillen in den olympischen Disziplinen das A und O. Heute spüren wir ein Umdenken: Das elitäre Leistungssportdenken ist nicht mehr salonfähig. Natürlich wollen wir Erfolg, aber nachhaltig und mit hoher Qualität, gerade auch im Nachwuchssport. Auswüchse, wie der übermässige Drill und weitere Schikanen bei den Turnerinnen, so etwas darf nie mehr passieren. Eine verantwortungsvolle Förderung ist das Wichtigste. Und der Ausbildungsauftrag im Leistungs- wie im Breitensport bezieht sich ja nicht nur auf den Olympiazyklus. ■